

flexion auf sich selbst inne zu werden, daß man Gott liebe. Fénelon sieht in dieser Reflexion einen feineren Eudämonismus, der in Gefahr ist, beim Gefühl stehen zu bleiben und sich selbst statt Gott zu suchen. Während sich Bossuet und nicht weniger der Jansenismus mit diesem Eudämonismus abfinden, fordert Fénelon die reine Gottesliebe, die auf alle Reflexion verzichtet, selbst auf das Bewußtsein, Gott zu lieben, und die Trockenheit, Trostlosigkeit und das Gefühl der Gottferne im Gehorsam gegen den Willen Gottes auf sich nimmt. Die Reflexion vermag die Seelenspitze, das eigentliche Subjekt, ja doch nicht zu erreichen und über ihren Zustand keine Gewißheit zu erlangen; sie endet darum nach Fénelon entweder in Stolz oder in Verzweiflung. Der Mensch muß die Suche nach solcher reflexiver Gewißheit aufgeben und als letzte und entscheidende Haltung den Gehorsam gegen den Willen Gottes üben. Die reine Liebe ist jedoch ein letztes, immer anzustrebendes Ziel, nicht wie die Bekehrung zum sittlichen Leben nach Kant ein plötzlicher Umschwung. Denn für Fénelon ist die Liebe immer schon die treibende Kraft, wenn auch zunächst in verkehrter Ausrichtung. Sinnlichkeit und Geist sind keine Gegensätze für ihn und die Verderbtheit besteht in der ungeordneten Eigenliebe, aus der auch das Verlangen nach Gefühl und reflexiver Gewißheit hervorgeht. Die falsche Ausrichtung muß durch eine fortschreitende Übung zurechtgebogen werden. So ist es für Fénelon möglich, die Unerbittlichkeit der letzten Forderung mit einer Anpassung an den jeweiligen Zustand des einzelnen zu verbinden, den Irrtümern des Quietismus zu entgehen und das Leben in der Welt in das geistliche Leben einzuordnen und zu heiligen. Und dies war die eigentliche Ansicht seiner Lehre. Denn er ist im tiefsten weder Theologe noch Kirchenpolitiker, sondern ein begnadeter Pädagoge. Er hat als erster den aufkommenen Zwiespalt zwischen der Religion und der neu entstandenen Welt des Bürgertums verspürt und es unternommen, ihn aufzuheben, während die Jansenisten krampfhaft versuchten, an der vergangenen Welt festzuhalten und Bossuet die neue mehr oder weniger naiv hinnahm. In manchem hat Fénelon Kants kategorischen Imperativ vorweggenommen wie auch gewisse Lehren Rousseaus. So sah er vor diesem in der Kindheit etwas Schönes wegen deren Spontaneität; aber er blieb nicht wie Rousseau

bei ihrer Unmittelbarkeit stehen, sondern wußte, daß sie durch den Durchgang durch den mühsamen Verzicht auf jede Reflexion neu erworben werden müßte. Leibniz stand seiner Lehre ohne großes Verständnis gegenüber. Groß war hingegen sein Einfluß auf Jean Paul. Vieles weist auf den kleinen Weg der hl. Theresia von Lisieux hin. Der Zwiespalt, an dem die Zeit Fénelons gelitten hat, ist auch heute nicht behoben. Darum kann dieses schöne Buch manche Anregungen geben zu Fragen, die zu beantworten uns aufgegeben ist. A. Brunner SJ

BECKER, Oskar: *Dasein und Dawesen*. Gesammelte philosophische Aufsätze. Pfullingen: Günther Neske 1963. 192 S. Lw. 17,80.

Die hier gesammelten Aufsätze bilden dadurch eine Einheit, daß in allen, mehr oder weniger direkt, eine Seite des Menschen hervorgehoben wird, die in der Philosophie Heideggers zu kurz gekommen ist. B. nennt sie „Para-Existenz“, „Da-Wesen“. Was damit gemeint ist, führt der Hauptartikel mit diesem Titel aus. Unter dieser Neubildung ist nichts anderes als die naturhafte Seite des menschlichen Seins verstanden, das als Lebendiges andere Strukturen aufweist als das Geistige und Geschichtliche. Es ist ungeschichtlich; statt der Geworfenheit ist es durch Getragenheit ausgezeichnet. Es kennt weder die Angst noch das Nichts. B. meint außerdem, es habe im Unterschied zum Dasein eine besondere Verwandtschaft mit dem Geistigen. Allerdings sieht er das Geistige in Mathematik, Metaphysik und ähnlichem. Aber das eigentlich Geistige ist doch wohl nicht dieses Abstrakte, sondern die wirkliche einmalige Person. Nur weil die Abstraktionen durch die Leiblichkeit bedingt sind, haben sie mit ihr gewisse Züge gemeinsam. Da die Kunst an der Grenzscheide von Seelischem und Geistigem steht, aber noch im Seelischen, ist es nicht auffällig, daß zwei Artikel von der Hinfälligkeit des Schönen und der Abenteuerlichkeit des Künstlers handeln. Den Grund der Hinfälligkeit sieht B. gerade in der Grenzstellung zwischen Dasein und Da-Wesen; im Kunstwerk treffen sie sich für einen Augenblick zur Einheit, sind versöhnt. Darum ist das Kunstwerk gleichsam aus der Zeit herausgenommen. Der Künstler kann aber als Mensch an dieser Grenzscheide nicht stehen bleiben. Die Hinfälligkeit ist aber unmittelbar doch wohl durch

die Gestalt bedingt; da sie in der Ausgewogenheit der Beziehungen aller Teile und Momente beruht, so wird durch die kleinste Änderung das Gleichgewicht und damit ihre Schönheit zerstört, was B. S. 108 selbst bemerkt. Auf der naturhaften Seite des Menschen gründet auch Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkehr, deren Beweise von dieser Ebene untersucht werden. Wäre der Mensch nur ein Naturwesen, so wären sie auch für ihn gültig. Die Untersuchung „Platonische Idee und ontologische Differenz“ kommt zu dem Ergebnis, daß die Ideenlehre sich mit der ontologischen Differenz zwischen Seienden und Sein wohl irgendwie berühre, aber sie wegen der Ungeschichtlichkeit des antiken Denkens nicht eigentlich erreicht. „Die Aktualität des pythagoreischen Gedankens“ bewährt sich in der heutigen Naturwissenschaft; die symmetrischen Strukturen der Natur und des rein Mathematischen sind ohne eigentliche Zeit, ohne Geschichtlichkeit, von der gleichen „Ewigkeit“ wie die Zahlen nach der pythagoreischen Schule.

A. Brunner SJ

KONRAD, Andreas: *Der erkenntnistheoretische Subjektivismus*. Bd. I: Untersuchungen zur Kritik des phänomenalistischen Agnostizismus und des subjektiven Idealismus. München-Basel: Ernst Reinhardt 1962. 283 S. Lw. 17,-.

„Alles Subjektive setzt Objektives voraus“; dies zu zeigen ist das Hauptanliegen des Buches. Zu unterscheiden sind Sachen und Sachverhalte; diese wieder können objektiv oder bloß subjektiv sein. Objektives kann sich an Objektivem wie an Subjektivem finden und ebenso an Subjektivem nicht nur Subjektives, sondern auch Objektives; denn erfasse ich Subjektives als Subjektives, so ist dies ein objektiver Sachverhalt. Alle erkenntnistheoretischen Systeme müssen die Inhalte der unmittelbaren Wahrnehmung bestehen lassen, wenn Erkennen und Sprechen einen Sinn haben sollen; sie können sie nur anders auslegen. Alle müssen objektive Sachverhalte anerkennen und ebenso Ansichseiendes. Alles Denken, Vorstellen, alles Bewußtsein setzt ein ansichseiendes Subjekt voraus, alles Erscheinen ein ansichseiendes Erscheinendes, von dem objektive Sachverhalte gelten, da sonst die Erscheinung nicht als solche erkannt werden könnte. Der Begriff Subjekt ist in seiner Gültigkeit prinzipiell nicht subjektivierbar wie auch der Begriff Relationsträger.

Der Phänomenalismus läßt sich also ebenso wenig ganz durchführen wie der subjektive Idealismus. Das ergibt sich schon aus den Bedingungen sinnvoller Aussagen, wie sie hier herausgearbeitet werden.

A. Brunner SJ

KUHN, Helmut: *Das Sein und das Gute*. München: Kösel 1962. 439 S. Lw. 35,-.

Die in diesem Band vereinten Artikel bilden eine Einheit durch die durchgehende metaphysische Fragestellung, die sich nicht mit vorletzten Antworten begnügt. Das Denken bewegt sich in der großen philosophischen Überlieferung des Abendlandes, die mit Plato begonnen hat; von diesem ist der Verf. stark beeinflusst. Aber es geht nicht um eine bloße Wiederholung des bereits Erkannten. In einer stetigen Auseinandersetzung mit den heutigen Systemen werden die Fragen neu erörtert und weitergeführt. Dabei kommen die grundlegenden Themen der Philosophie und des heutigen Lebens zur Sprache. Dem Irrationalismus, Nihilismus und Historismus wird das echte Wesen von Erkenntnis und Vernunft entgegengesetzt, das in allen diesen Systemen dadurch verkannt wird, daß die Vernunft entweder auf eine besondere Erkenntnisart eingeeengt oder aber von ihr verlangt wird, was nur Gott vermag; so wenn heutige Geschichtsphilosophien die Vorsehung in Wissenschaft verwandeln wollen, wenn sie die Geschichte nach einem einzigen strengen Gesetz ablaufen lassen. Diesen Philosophien entspricht der Totalitarismus; dieser kennt nur eine einzige Ordnung, in der die Freiheit zugrunde geht; wahre Ordnung hingegen ist eine Hierarchie von Ordnungen verschiedenen Grades, wobei die höhere die niedere umfaßt, aber nicht aufhebt, sondern einordnet. Gegen diese Systeme muß heute die Freiheit verteidigt werden; es handelt sich nicht mehr darum, sie mit dem Liberalismus zu erkämpfen, sondern durch eine neue Sinnggebung der Freiheit zu verhindern, daß sie von den Massen weggeworfen wird, um der Verantwortlichkeit zu entgehen. Behandelt wird dann der Wandel der Arbeit von dem Tun des Landmannes zur heutigen Industriearbeit; auch hier ist eine neue Sinnggebung nötig: Arbeit als Dienst. Neben der Arbeit muß aber die Muße gepflegt werden; denn die Erkenntnis des Sinnes der Arbeit wird nur in der Muße gefunden. Gewandelt hat sich auch die Stellung des Menschen zur Natur; das